

Ruth Edelmann-Amrhein

THEODORA UND DER TOD DES RICHTERS

Ein Schwabenkrimi

Oertel+Spörer

*Für meinen Mann
Werner Amrhein*

1948

Erschöpft ließ sie sich in die Kissen sinken. Die nassen Haare klebten an ihrer Stirn und sie lechzte nach einem kühlen Schluck Wasser. Neun Monate hatte der Wurm in ihr gewohnt, hatte ihre Figur ruiniert, ihre Taille zur Geschichte werden lassen. Dieses Geschöpf, empfangen nach einer gewalttätigen Nacht, hatte es ihr unmöglich gemacht, weiterhin auf dem Rücken ihrer geliebten Pferde durch den Forst zu reiten. Seit Monaten vermisste sie den Geruch des feuchten Waldbodens nach einem lang ersehnten Regen. Wenn sich die Erde vollsog wie ein dürstender Schwamm. Sie liebte den Wald und all seine Geheimnisse, das Sonnenlicht zwischen den Zweigen, die geheimnisvollen Schatten. Sie seufzte bei dem Gedanken an den unverwechselbaren Geruch, wenn im Herbst die Pilze aus dem Unterholz sprossen. Das alles würde sie jetzt bald wieder erleben. Jetzt, wo das Balg endlich da war. Die Hebamme hatte das schreiende Bündel hinausgetragen. Zwölf Stunden hatte es ihr das Dasein zur Hölle gemacht. Zwölf Stunden, in denen sich der Schmerz bis zur Besinnungslosigkeit gesteigert hatte. Nun hörte sie es aus der Ferne schreien. Niemals würde sie es lieben können. Ebenso wenig wie sie seinen Vater jemals lieben würde. Wie hatte es passieren können, dass sie sich diesem Mann an den Hals geworfen hatte. Diese Frage hatte sie sich in den vergangenen Monaten immer und immer wieder gestellt. War es sein Geld gewesen, das sie so beeindruckt hatte? Er besaß ein großes Sägewerk auf der *Schwäbischen Alb* in der Nähe des Haupt- und Landgestüts Marbach. Dort, im Gestüt, hatten sie sich kennengelernt. Sie war auf der Suche nach einem Reitpferd. Er war auf der Suche

nach einem Schwarzwälder Kaltblut, einem Arbeitspferd für die Waldarbeit gewesen. Sie hatte ihm ein paar Tipps gegeben, so waren sie miteinander ins Gespräch gekommen. Sie kannte sich aus in der Pferdezucht, war leidenschaftliche Reiterin. Er war ein leidenschaftlicher Jäger. Sie hatten sich lange unterhalten, schon am ersten Abend. Über die Pferde und über die Jagd. So hatte alles angefangen. Er hatte sie umworben, ihr eines dieser wunderbaren Trakehner Pferde in Aussicht gestellt, und sie, sie hatte sich an ihn verkauft. Damals war ihr noch nicht klar gewesen, dass es ihm bei der Jagd nur um eines gegangen war. Um das Töten! Schon bald nachdem sie geheiratet hatten, hatte er ihr sein wahres Gesicht offenbart. Nun hatte sie ihm ein Kind geboren. Seine Tochter. Nun würde sie gehen. Zurück zu ihren Eltern. Die Pferde würde sie mitnehmen. Er hatte seine Jagd. Seine Trophäen und jetzt auch seine Tochter ...

FÜNFUNDSECHZIG JAHRE SPÄTER

Ein monotones Geräusch drang langsam in ihr Unterbewusstsein. Ein leises Brummen und Summen, dem schon bald ein helles Gluckern folgen würde. Sie hielt die Augen geschlossen. Sie brauchte keine Uhr, um zu wissen, dass es fünf Uhr in der Frühe war. Langsam setzte sich die Heizung in Gang. Vor halb acht würde es draußen nicht hell werden, nicht im November. Sie fror. Wie damals, als sie über die schneebedeckte Wiese zurück in ihr Zimmer geschlichen war und sich unter ihrem Deckbett verborgen gehalten hatte. Länger als sechzig Jahre war das her. Fast war es ihr gelungen, den Schleier des

Vergessens endlich darüber auszubreiten. Doch dann war sie ihm begegnet und alles war wieder da. Er hatte sie angesehen mit seinen eisblauen Augen. Den Augen eines Huskys. Diese Augen hatte sie nie vergessen. Doch damals, im Gerichtssaal, vor mehr als vierzig Jahren, damals hatten diese Augen nicht sie im Visier gehabt. Zum Glück nicht. Diese Augen hatten in einem anderen den Täter gesehen und dafür gesorgt, dass dieser hinter Gitter gekommen war. Sein Irrtum war ihre Rettung gewesen. Und der Tod des Unschuldigen. Und nun? Er hatte sie erkannt, dessen war sie sich sicher. Sie drehte sich um, fand keine Ruhe mehr. Langsam wurde es warm in dem Raum. Sie stand auf und schlüpfte in ihre Hausschuhe. Trat ans Fenster und blickte hinaus in die Dunkelheit. Sie hatte gemordet. Damals. Und heute. Das Damals hatte sie verdrängt. Nie hatte sie sich auch nur im Geringsten schuldig gefühlt. Im Gegenteil. Sie hatte den Menschen getötet, der sie gequält hatte. Nach seinem Tod hatte sie sich unendlich stark gefühlt. Befreit, von den Schatten der Vergangenheit, die allmählich zu verblassen begannen. Durch seinen Tod hatte sie auch ihren inneren Peiniger zu Fall gebracht. Hätte sie es damals nicht getan, wer weiß, ob sie überlebt hätte. Als er sie das erste Mal mit der Peitsche geschlagen hatte, waren die Narben auf ihrem Rücken aufgeplatzt. Narben, die sie Jahre zuvor nach Schlägen davongetragen hatte, die nie verheilt waren. Verletzungen, die in ihrer Seele brannten. Damals hatte sie richtig gehandelt. Und das Heute zwang sie dazu, es wieder zu tun. Sie musste verhindern, dass sie jetzt, ein ganzes Leben später, dafür zu Rechenschaft gezogen wurde. Den ersten Schritt hatte sie bereits getan. Es war nur eine Frage der Zeit, bis zu seinem letzten Atemzug. Auch für den anderen hatte sie eine Lösung gefunden. Sie wusste, wie sie es anstellen würde. Der geeignete Moment würde kommen, dessen war sie sich sicher.

EINS – SONNTAG

Wo die nur alle wieder bleiben«, sagte Schwester Sandra und knallte die Kaffeetassen auf den Teewagen.

»Jeden Sonntag ist es das gleiche«, maulte sie weiter und schob den Wagen aus der Küche.

»Was heißt hier jeden Sonntag, es ist jeden Tag das gleiche«, antwortete Schwester Inge gelassen und schnitt in aller Ruhe gleichmäßige Stücke von einem Hefezopf, die sie anschließend auf den Tellern platzierte. Der Duft von frischem Kaffee und Kamillentee lag in der Luft.

»Hast du die Kerzen in die Teelichter gegeben?«, fragte sie Sandra, die lustlos die Tassen auf den Tischen verteilte. Der erste Advent war zwar erst in einer Woche, doch sie hatten bereits jetzt einige Tannenzweige in Vasen drapiert und diese mit kleinen Strohengeln geschmückt.

»Ja, klar doch«, antwortete Sandra gereizt und fuhr fort, nun die lieblos zusammengefalteten Papierservietten neben die jeweiligen Kuchenteller zu legen.

»Frau Maier braucht eine Schnabeltasse«, erinnerte sie Inge, doch Sandra hörte sie nicht. Sie hatte bereits wieder den Knopf in ihrem Ohr, aus dem Heavy Metall dröhnte. Inge schüttelte den Kopf. Dieses junge Ding. Was hatte sie sich dabei gedacht, als sie sich für diese Ausbildung entschieden hatte. Sandra war ganz und gar empathielos, ungeduldig mit den alten Leuten, unfreundlich und – was noch schlimmer war – unzuverlässig. Wie oft schon hatte sie Medikamente verwechselt, oder gar vergessen, sie den alten Herrschaften zu verabreichen. Zum Glück hatte Inge Schwester Sandra von Anfang an im Auge gehabt und dadurch bisher Schlimmeres verhindern können. Gegenüber

Sandra war der junge Türke, der seit einigen Wochen hier nach einer Bewährungsstrafe seinen sozialen Dienst leistete, ein wahrer Lichtblick. Er war ein kräftiger Junge, der nach anfänglichen Schwierigkeiten, die vor allem seinem schlechten Deutsch geschuldet waren, schnell seine Scheu verloren hatte und inzwischen eine wirkliche Bereicherung im Stift Himmelruh darstellte. Nicht nur der alte Wichrowsky hatte einen Narren an ihm gefressen, auch Oberstudienrätin Kraushaar hatte ihn schnell in ihr Herz geschlossen und jede Gelegenheit genutzt, mit ihm an seiner Sprache zu feilen. Zunächst hatten sie alle gelacht, als er sich mit seinem Namen vorgestellt hatte. Murat Kächele. Inge erinnerte sich noch gut an das Gelächter der alten Leute. Murat war der Sohn eines Schwaben und einer türkischen Mutter, die den Fehler gemacht hatte, nach dem frühen Tod ihres Mannes mit Murat überwiegend in ihrer Muttersprache zu reden. Murat hatte vor einigen Monaten eine alte Frau in ihrer Wohnung überfallen und niedergeschlagen. Er hatte sich selbst gestellt, was sich strafmildernd ausgewirkt hatte, doch um die Sozialstunden war er nicht herumgekommen. Umso verwunderlicher war es, dass er gerade zu der alten Oberstudienrätin, die allgemein als Zicke galt, eine solche Zuneigung entwickelt hatte. Heute hatte er frei, was schade war, viel lieber hätte sie den Nachmittag mit ihm gestaltet als mit Sandra, dieser Kratzbürste.

»Können Sie ned besser aufpassen?«, riss die brüchige Stimme Frau Gottliebs Inge aus ihren Gedanken.

»Sie sollen halt Ihre Füß auch auf dem Brett stehen lassen, wenn ich Sie mit dem Rollstuhl durch die Pampa schieb!«, giftete Sandra zurück. Inge schüttelte den Kopf. Gewiss war es schwer, mit all den Marotten der Heimbewohner umzugehen, doch keiner wusste, wie er selbst einmal im Alter werden würde.

»Des wär dem Murat ned passiert!«, konterte Frau Gottlieb. »Der passt besser auf, und noch was«, fuhr sie unbeirrt fort »ich will heut beim Herrn Wichrowsky sitzen.«

»A Altersheim isch koi Wunschkonzert. Sie hocket da, wo sie immer hocket. Neben dem Herrn Wichrowsky hocket die Frau Klösterle, des wissed Sie ganz genau.«

Frau Gottlieb nahm ihre Füße vom Brett und stampfte wütend auf. »Ich will aber neben dem Herrn Wichrowsky hocka!«

»Ach lecked Sie mich doch am Socka!«, schnaubte Sandra und ließ Frau Gottliebs Rollstuhl mitten im Raum stehen.

»Was soll ich macha?«, schrie Frau Gottlieb. Doch Sandra hob die Hand und zeigte ihr nur den Stinkefinger.

»Habed Sie was an der Hand? Habed Sie sich verletzt?«, wollte Frau Gottlieb wissen, doch in dem Moment kam Frau Balthasar den Flur entlang. Wie immer, wenn sie konsterniert war, hatte sie beide Augenbrauen so weit nach oben gezogen, dass sie beinahe unter ihrem akkurat geschnitten grauen Pony verschwanden. Offensichtlich hatte sie die letzten Worte noch mitbekommen.

»Warten Sie, Frau Gottlieb«, sagte sie betont rücksichtsvoll, »ich nehme Sie mit an den Tisch.« Sie schob Frau Gottlieb an ihren gewohnten Platz, wand sich, ohne diese eines weiteren Blickes zu würdigen, ab, und ließ sich ihrerseits an ihrem Platz nieder. Inzwischen hatte sich der Saal gefüllt. Inge hatte das Licht gedimmt und die CD mit den Weihnachtsliedern in den CD-Player gelegt. Sie freute sich auf einen gemütlichen Nachmittag mit den alten Menschen, die ihr, bis auf wenige Ausnahmen, am Herzen lagen. Während es draußen stürmte, und Regen gegen die großen Scheiben des Speisesaals prasselten, verströmten die frischen Tannenzweige einen vorweihnachtlichen Duft. Wo nur Herr Wichrowsky blieb? Er hatte das Mittagessen vorzeitig verlassen. Es ginge

ihm gut, hatte er gemeint, er wolle sich lediglich etwas früher hinlegen, um am Nachmittag frisch und ausgeruht zu sein. Dabei hatte er einen liebevollen Blick auf Frau Klösterle, den Neuzugang aus Zimmer Herbstzeitlose geworfen, die ihm am Tisch gegenüber saß.

»Wo bleibt denn der Herr Wichrowsky?«, klang es weinerlich von Frau Gottlieb.

Frau Balthasar räusperte sich herzlich, zog die Augenbrauen noch weiter unter ihren Pony zurück und hob an, etwas zu sagen, doch ein anderer kam ihr zuvor:

»Habt Ihr denn alle ned gemerkt, dass die Klösterle au ned da ist? Ja was werded die jetzt wohl machen, ha? Ein Schäferstündle werded die abhalten, nix andres!«

Frau Gottlieb ließ klirrend die Kuchengabel fallen, dann wurde es still im Raum. Erst jetzt bemerkten es alle. Auch der Stuhl von Frau Klösterle war leer.

»Herr Klein!«, Schwester Inge sprang von ihrem Stuhl auf. »Was erlauben Sie sich!«

Dieser giftige alte Mann, der seit ein paar Wochen die ganze Station mit seinen Boshaftigkeiten aufmischte, hatte es gerade nötig, eine solche Äußerung zu tun. Keine der Schwestern mochte sich um ihn kümmern. Ständig prahlte er mit seiner Manneskraft, die sich offensichtlich nur noch in seinem Kopf abspielte, was ihn nicht davon abhielt, wann immer er die Möglichkeit dazu sah, den Schwestern an den Hintern zu fassen.

»Sie alter Luschtmolch«, ertönte da die Stimme Frau Gottliebs. »Der Herr Wichrowsky ist ein Tschentlemän. Der isch ned so ein alter Dackel wie Sie, der dene arme Schwestern dauernd uff den Hintern klopf.«

»Was haben die gsagt?«, fragte eine andere Dame, deren Hörgerät seit einigen Tagen beim Akustiker zur Reparatur lag.

»Nix«, schrie ihr Inge ins Ohr, »nur die Wahrheit!«

Sie griff zur Kaffeekanne, um den Herrschaften einzuschicken, als aus dem Zimmer von Herrn Wichrowsky ein spitzer Schrei erklang. Gleich darauf erschien Frau Klösterle auf dem Flur.

»Tot«, sagte sie tonlos. »Kommen Sie schnell! Ich glaube, der Rudolf ist tot!«

Haben Sie keinen Hunger?«

Theodora hielt die Augen geschlossen. Sich *Totstellen* schien ihr der einzige Ausweg zu sein, einer Unterhaltung mit der Frau, die kauend neben ihr saß, zu entgehen. Als sie vor einer Stunde in Nürnberg in diesen verdammten Zug eingestiegen war, hatte sich dieser wandelnde Futtertrog neben ihr niedergelassen. Sie hatte einen Korb zwischen sich und Theodora auf die Sitzbank gestellt und sofort damit begonnen, an ihr leibliches Wohl zu denken. Theodora hatte die Augen zugemacht, um einem Gespräch mit ihr aus dem Weg zu gehen. Zunächst hatte der Verschluss einer Dose geknallt, kurz darauf rann das Getränk, was auch immer es sein mochte, ihrer Sitznachbarin geräuschvoll durch die Kehle. Diesen Vorgang begleitete diese mit wohliligem Grunzen und schloss ihn mit einem kleinen, aber unüberhörbaren Rülpsen ab. Einen Herzschlag später begann sie in ihrem Korb zu kramen und beförderte – dem Geruch nach – ein mit Leberwurst bestrichenes Brot zutage. Bereits jetzt formierten sich Fluchtgedanken in Theodoras Kopf, doch zunächst stellte sie sich weiterhin schlafend. Irgendwann einmal musste jeder Mensch satt sein, vielleicht sogar ihre Sitznachbarin.

Dabei hatte sich die Rückfahrt von der Ostsee zunächst so gut angelassen. Bis Rostock hatte sie vollkommen alleine im Abteil gesessen und es genossen, in aller Ruhe die vergangenen vier Wochen vor ihrem inneren Auge Revue passieren zu lassen. So vieles war geschehen, in dieser Zeit, so vieles, was sie noch nicht einsortieren konnte. Nach der Sache mit Gabriele Engel hatte nicht nur Kriminaloberrat Rüdiger Hummel darauf gedrängt, dass sie eine Auszeit nahm, auch der Polizeipsychologe hatte es für unerlässlich gehalten und so hatte sie sich kurz entschlossen für einen Aufenthalt an der Ostsee entschieden. Möglichst weit weg von allem, was zu ihrem Leben und ihrem Alltag gehörte. Ganz vorn rangierte in dieser Liste ihr Vater. Das Problem seiner weiteren Behandlung und der damit verbundenen Unterbringung in einem Heim war nur aufgeschoben. Dieses »Projekt« würde sie als Erstes angehen müssen. Wie sich das Verhältnis zu ihrem Kollegen Eisele entwickeln würde, musste die Zukunft zeigen. Immerhin hatte er versucht, ihr das Leben zu retten.

»Hallo, geht's Ihnen nicht gut?«, jemand zupfte an Theodoras Ärmel. »Haben Sie denn gar keinen Hunger? Ich hätte da noch ein Käsebrötchen, das können Sie gerne haben!«

Theodora seufzte und öffnete die Augen. Die Frau biss gerade in ein frisch geschältes, hart gekochtes Ei, was den unangenehmen Geruch erklärte, den Theodora seit einigen Sekunden wahrgenommen hatte. Sie blickte in ein rundes Gesicht und in neugierige Augen, auf einen vollen Mund, in dessen Winkeln gelbe trockene Krümel hingen. Automatisch rückte Theodora ein Stück von ihr ab. Wenn sie jetzt noch ein Wort sagen würde, dann ...

»Ach da sind Sie ja wieder. Sie haben also doch geschlafen?«

Sie hatte es gewusst! Es hatte gar nicht anders sein können! Eine Salve gelber Krümel landete auf Theodoras schwarzem Rollkragenpullover.

»Ja, ich habe tatsächlich geschlafen«, log Theodora, »und jetzt werden Sie verstehen, dass ich mir ein wenig die Füße vertrete.« Sie schälte sich aus dem Sitz, wuchtete ihren Koffer von der Ablage und verabschiedete sich. Die verbleibenden knapp zwei Stunden Fahrzeit würde sie überall verbringen, zur Not auf der Toilette. Keinesfalls wollte sie auch nur noch eine Sekunde länger neben dieser mampfenden Matrone sitzen. Theodoras Knie zitterten. Wie spät war es eigentlich? Sie blickte auf die Uhr und erschrak. Tatsächlich hatte sie seit dem Frühstück um halb fünf in der Frühe nichts mehr zu sich genommen. Vor 22 Uhr würde sie nicht in ihrer Wohnung sein und dort wurde sie lediglich von einem leeren Küchschrank erwartet werden. Was also lag näher, als das Bordbistro aufzusuchen. Eine heiße Tasse Tee und ein warmes Gericht würden ihr jetzt guttun.

Außer einem jungen Paar, das sich ganz nach hinten im Wagen verdrückt hatte, war das Bistro leer. Theodora suchte sich einen Platz in der Nähe der Theke, behielt ihren Koffer im Auge und holte sich dann eine Kürbiscremesuppe mit Brot. Sie setzte sich und schaute gedankenverloren aus dem Fenster, während sie die lauwarmer Suppe löffelte, die – mehr Brei als Suppe – etwas mehr Würze vertragen hätte. Lautlos glitt der Zug über die Schienen. Still war es auch im Bordbistro. Das junge Paar hatte eng umschlungen die Köpfe zusammengesteckt und beschäftigte sich mit einem Smartphone. Theodora legte den Löffel zurück in den Teller und schluckte den letzten Bissen des viel zu trockenen Brotes hinunter. Sie schaute aus dem Fenster. Bis vor wenigen Minuten noch war die Landschaft an ihr vorbeigeflogen, nun war die Dunkelheit hereingebrochen. Sie nahm das Teeglas von dem kleinen altmodischen Teller mit dem runden Untersetzer aus Papier. Unglaublich, dass in einem modernen Zug noch immer dieses altbackene Geschirr verwendet

wurde. Oder war das inzwischen wieder modern? Der Tee war noch immer sehr heiß. Vorsichtig trank sie in kleinen Schlucken. Interessiert hielt sie dabei den Blick auf das Fenster ihr gegenüber gerichtet. In der Scheibe spiegelte sich eine Frau in schwarzem Rollkragenpullover. Um den Hals geschlungen hatte sie einen grünen flauschigen Schal, die roten Locken fielen ihr locker über die Schultern. In den Ohren trug sie große silberne Scheiben, in deren Mitte ein tiefvioletter Amethyst thronte. Theodora stellte das inzwischen leere Glas zurück auf den Unterteller und schloss die Augen. Sie dachte zurück an den Moment, der ihr ganzes bisheriges Leben veränderte. Es war in der ersten Woche ihres Aufenthaltes gewesen. Schon vor dem Frühstück hatte sie sich aufgemacht, um die Gegend rund um das Hotel zu erkunden. Der kühle Seewind trug einen süßlichen Duft nach Weihrauch und Patschuli zu ihr herüber. Sie war diesem Duft gefolgt und nahm bereits nach wenigen Schritten in der Ferne einen bunten Jahrmarktswagen wahr. Auf einem Ständer wehten bunte Tücher im Wind.

»Darf es noch etwas sein?«

Die Stimme des Servicemitarbeiters riss Theodora aus ihren Gedanken.

»Nein, vielen Dank«, erwiderte sie, doch der junge Mann hatte sich bereits abgewandt. Beim Gedanken an die mampfende Matrone entschied sich Theodora, den Rest der Fahrt einfach im Bistro sitzen zu bleiben. Noch immer waren das junge Paar, das zwischendurch leise gekichert hatte, und sie, die einzigen Gäste im Bistro. Erneut betrachtete sie ihr Spiegelbild im Fenster des durch die Dunkelheit gleitenden Zuges. Sie sah eine Frau, die sich in einer weichen Bewegung eine Strähne aus dem Gesicht strich. Aus einem Gesicht, das bis vor wenigen Wochen noch kantig gewesen war. Nun war es voller geworden. Sie lächelte. Nie hätte sie

damit gerechnet, dass ausgerechnet ihr so etwas passieren würde, doch es war geschehen. Sie hatte sich verliebt. Theodora lehnte sich im Sitz zurück. Das Schaukeln des Zuges versetzte sie in einen meditativen Zustand. Mechanisch griff sie zu ihrem Ohr, fühlte das kühle Metall. Damit hatte alles begonnen, mit diesen Ohringen.

»Nimm sie! Sie stehen dir ganz ausgezeichnet«, hatte sie eine Stimme hinter sich vernommen, als sie sich am Stand des Inders in einem Handspiegel betrachtete. Sie hatte sich umgedreht und in ein paar eisblaue Augen geblickt. Diese Augen, um die sich kleine, wettergegerbte Lachfalten abzeichneten, waren voller Wärme gewesen.

»Also ich würde da nicht lang zögern. Wirklich, nimm sie, sie haben nur auf dich gewartet«, war er fortgefahren und es hatte sie nicht im Geringsten gestört, dass er sie vertraulich geduzt hatte. Spontan drückte sie dem Händler 80 Euro in die Hand und behielt die Ohringe gleich an.

»Der Amethyst ist ein ganz besonderer Heilstein«, hatte er begonnen zu erklären und ihr damit ein Lachen entlockt. »Warum lachst du?«, hatte er irritiert gefragt, um gleich darauf fortzufahren: »Der Amethyst vertreibt die schlechten Gedanken«, weiter war er nicht gekommen.

»Der Name des Edelsteins ist aus dem Griechischen abgeleitet«, war sie ihm ins Wort gefallen. »Amethyst bedeutet, dem Rausch entgegenwirkend.«

Nun war er es, der lachte. »Du willst also damit andeuten, dass sich die Wirkung von Alkohol für die Träger eines Amethysten reduziert?«, die kleinen Fältchen um seine Augen wurden tiefer und Theodora überkam ein Gefühl in der Magenröhre, das sie seit ihrem sechzehnten Lebensjahr nicht mehr gespürt hatte.

»Genauso ist es«, hatte sie ihm zugestimmt. »Außerdem wird dem Amethyst eine vielseitige Heilwirkung nachgesagt.

Ich bin eine große Anhängerin der Schriften Hildegard von Bingens, falls du weißt, wen ich meine?«

»Oh ja, ich weiß, wer Hildegard von Bingen war. Aber du weißt auch, dass es keine Zufälle gibt?«, hatte er mit ruhiger Stimme gesagt und die Lachfältchen um seine Augen hatten sich geglättet. »Gleich hinter dem Hotel ist eine kleine griechische Taverne, das Poseidon. Sagen wir um halb acht?«

Sie hatte nur genickt und die Schmetterlinge in ihrem Inneren still gebeten, sie nicht zu verraten. Theodora Klein in einem solchen Zustand war etwas, was nicht sein durfte. Dennoch war dies der Anfang von vier wunderbar erfüllten Wochen gewesen, denn ab diesem Abend war ihr Amadeus nicht mehr von der Seite gewichen, bis zum Ende ihres Aufenthaltes.

In ihrer letzten Nacht hatte sie sich aus dem Bett geschlichen. Immer wieder hatte sie Amadeus Atemzügen gelauscht, doch er hatte tief und fest geschlafen, fast wie ein Kind. Sie hatte sich ein Blatt Papier genommen und begonnen zu schreiben. Zunächst musste sie den Stift immer wieder absetzen, zu viel wollte aus ihr heraus, zu vieles, was sie zuerst für sich selbst ordnen und sortieren musste, doch dann, als der Morgen dämmerte, hatte sie es zu Papier gebracht. Alles, was sie bewegte. Amadeus hatte die Kälte in ihren Inneren verscheucht. Was niemand je gelungen war, hatte er geschafft. Durch seine Liebe war es ihr endlich gelungen, sich selbst anzunehmen, ja sogar sich selbst zu mögen. Dafür dankte sie ihm. Sie schrieb ihm, wie sehr sie sich auf die Zukunft freute, vielleicht sogar auf eine gemeinsame Zukunft mit ihm. Sie schloss mit den Worten *in Liebe Theodora* und schüttelte dabei lächelnd mit dem Kopf. So ganz geheimer war ihr die neue Theodora doch noch nicht, doch sie gefiel ihr. Dann hatte sie den Brief zusammengefaltet und ihn heimlich in die Seitentasche des Anoraks gesteckt, der am

Garderobenhaken hing. Sie hoffte, Amadeus würde ihn erst finden, wenn sie im Zug säße.

Ein Geräusch riss Theodora aus ihren Gedanken. Es war der Ton, den ihr Handy verursachte, wenn sie eine WhatsApp erhielt. Ihr Herzschlag beschleunigte sich. Sie warf einen letzten Blick auf ihr Spiegelbild, bevor sie in ihre Umhängetasche griff und nach ihrem Handy fischte. Ein lila Punkt hüpfte über die Oberfläche. Tatsächlich. Eine WhatsApp-Nachricht. Das konnte nur Amadeus sein. Sicher hatte er soeben den Brief entdeckt. Voller Freude öffnete sie das Dialogfeld und las:

»Hallo Theo, wann kommst du an? Muss dringend mit dir reden. Bitte melde dich. Komm einfach hoch. Habe gekocht. Gruß Aylin.«

Enttäuscht ließ Theodora die Hände in den Schoß sinken. Wie schade. Nur Aylin. Was sie wohl wieder mit ihr bequatschen wollte? Ganz sicher hatte Murat wieder irgendetwas ausgefressen. Sie seufzte. Noch einmal versuchte sie, sich zurück zu träumen, in die Zeit, die sie mit Amadeus, dem Klangschalentherapeuten, verbracht hatte. Zu den Abenden, an denen sie ihm die Tarotkarten gelegt hatte, und an die Nacht, in der sie, nach dem Genuss eines starken Joints, in seinem Bett gelandet war. Dies war die erste, aber nicht die letzte Nacht gewesen. Sie, die enthaltsame Kriminalkommissarin Theodora Klein, hatte vollkommen den Verstand verloren.

»Haben Sie wirklich keinen Wunsch mehr? Ich würde sonst schließen?«, der Kellner des Bordbistros sah sie erneut fragend an. Theodora schüttelte stumm mit dem Kopf. Ob sie wollte oder nicht, sie musste zurück an ihren Platz im Abteil. Schon von Weitem hörte sie die Matrone schnarchen. Offenbar hielt sie einen Verdauungsschlaf.

Noch zwei Stunden Fahrzeit und die Realität hatte sie endgültig wieder.